Partie Nr. 95.

Gespielt am 22. Aug. 1885
auf der Gilespie bei Dolbain in Belgien.

Italienische Partie.

E. K. (Eupen).	E. Schallopp.		
1. e2—e4	e7—e5	10. Le4—f7+ [1])	Ke8—f8
2. Sg1—f3	Sb8—c6	11. Dd1—f3 [2])	Sc6—d4
3. Lf1—c4	Lf8—c5	12. Df3—d1	Lc8—g4
4. d2—d3	d7—d6	13. Dd1—d2	Sd4—e2+
5. 0—0	Sg8—f6	14. Kg1—h1	h4—g3:
6. Lc1—g5 [3])	h7—h6	15. h2—h3	Sf6—e4: [4])
7. Lg5—h4 [5])	g7—g5	16. d3—e4: [7])	Dd3—g5:
8. Lh4—g3	h6—h5 [6])	17. Dd2—g3:	Th8—h3+
9. Sf3—g5:	h5—h4	18. g4—h3:	Lg4—f3+.

[1]) Nachdem Weiß bereits rochirt hat, ist dies keine gute Fortsetzung. Lc1—e3 (sofort oder später) ist vorzuziehen.
[2]) Etwas besser wäre noch 7. Lg5—f6: Dd8—f6: 8. h2—h3.
[3]) Das Opfer, auf welches sich Schwarz hierdurch einläßt, scheint völlig korrekt. (Sgl. Num. 4.)
[4]) Auf 10. Sg5—f7: fuhr E. S. in einer früheren Partie wie folgt fort:

10	h4—g3:	13. Sd8—e6	Lc5—f2+
Auch mit Dd8—e7 kommt Schwarz		14. Kg1—f1	Sg4—e3+
in Vortheil.		15. Kf1—f2:	Se3—d1+
11. Sf7—d8:	g3—f2+	16. Kf2—e1	Le3—e6:
12. Tf1—f2:		17. Le4—e6:	Se6—d4
Auf 12. Kg1—h1 folgt Sf6—g4		18. Ke1—d1:	Sd4—e6:
13. h2—h3 Se6—d4 mit allmälig		19. h2—h3	Se6—f4
entscheidendem Angriff.		und Schwarz gewann.	

[5]) Ein schwacher Zug, der eine alsbaldige brillante Entscheidung ermöglicht.
[6]) Schwarz opfert Springer und Dame, um ein Matt mittels Turmopfers zu geben.
[7]) Nimmt der Springer, so folgt das Turmopfer sofort.

Lösungen.

Wir wiederholen zunächst die Lösung der Aufgabe Nr. 121 (Franz Schrüfer in Bamberg); die in Nr. 34 d. Bl. mitgetheilte Lösung war nicht ganz vollständig.

1. f5—f6: Ld4—f6:
2. Se4—g5 Lf6—e7:

Auf alle anderen Züge folgt 3. De2—e3+ nebst 4. De3—g3+.

3. Sg5—h7+ Kf4—f5
4. De2—e4+.

1. . . . . Ta6—a8
2. De2—h5: Ld4—f2:!
3. Dh5—f5+ Kd4—e3
4. Df5—f2+.

1. . . . . Kf4—e5
2. De2—h5+ Ke5—e6!
3. Dh5—g4+ Ke6—e5, f7
4. Dg4—f5, g8+.

1. . . . . beliebig anders
2. Se7—g6+ Kf4—f5
3. De2—h5+ Kf5—e6
4. Sg6—f8+.

Aufgabe Nr. 123. (Dr. A. Decker in Molschleben.)
(Sgl. die Berichtigung in Nr. 35 d. Bl.)

Die weiße Dame geht von h1 nach a1, mit der Drohung, auf e3 Schach zu bieten, worauf der König nach b6 oder d6 müßte und durch Le4—d3 (:) resp. De3—e5: matt wäre. Weicht der König, um dieser Drohung zu begegnen, sofort nach b5 aus, so folgt 2. Da1—a4+ Kb5—c5 3. Da4—b4+. Da die Flucht des Königs nach d6 sofortigen Tod (durch 2. Da2—e5+) im Gefolge hat, so bleibt nur noch der Ausweg 1. . . . . b6—b5. Damit wird aber dem König das Feld b5 versperrt, und nun schlägt die Dame mathig auf d4 ihr Leben in die Schanze. Nimmt sie daselbst der König, so wird er vom Läufer (auf f2) erschlagen; nimmt sie der Bauer, so erstreckt der weiße Läufer seine Thätigkeit nach d6, und der Springer nimmt von d7 aus den schwarzen König gefangen. — Bd3 verhindert eine Nebenlösung durch 1. Dh1—d1.

Die Verlegung des Läufers e7 nach b8, welche die Möglichkeit 2. Da1—a3+ (statt des Opfers auf d4) beseitigen sollte, läßt leider eine anderweitige Umgehung des Opfers (durch 2. Da1—a6 nebst 3. Lg3—f2+) zu.

Aufgabe Nr. 124. (B. Hülsen in Wittenberg.)

Auch diese Aufgabe wird durch „Winkelzüge" gelöst. Es geschieht zunächst Dh5—h1 und alsdann in jedem Falle (außer wenn der König nach d3 ausreißt) 2. Sf3—e5 mit Abzugsschach. Schlägt nun der König den Bd4, so setzt ihn die Dame auf a1 matt; hat er vorher den Sd5 geschlagen und flieht jetzt nach e6, so setzt 3. Lg2—d5+ seinem Leben ein Ziel. Ist aber der König im ersten Zuge nach d3 gewandert, so folgt Schach durch die Dame auf b1 und, je nachdem der König nun nach c4 oder e2 wandert, Matt auf b3 resp. f1.

Richtig angegeben von E. Neumann in Wettin, Fr. Ed. Wegwitz in Werlitzsch.

Aufgabe Nr. 125. (Richard Adam in Leipzig.)

1. Ta7—a8 Sh3—f2:
2. Ta8—e8 beliebig
3. Se6—g5 resp. (falls Ke4—f3) d4+.

1. . . . . Ta6—a8:
2. d2—d3+ Ke4—e3:
3. Lc7—b6+.

1. . . . . Tg8—a8:
2. Se6—g5+ Sh3—g5:
3. Tf2—f4+.

Auf 1. . . . . b6—b5 folgt sofortiges Matt, auf andere Züge folgt, wie in der letzten Variante, 2. Se6—g5(:)+.

Richtig angegeben von R. Zimmermann in Utenbach, E. Neumann in Wettin, Fr. E. Wegwitz in Werlitzsch.

Mittheilungen aus der Schachwelt.

Bernhard Horwitz †. Im Anfang d. M. starb zu London der bekannte Schachmeister B. Horwitz, von Geburt ein Mecklenburger, der seine schachliche Ausbildung der berliner Schule (Mendheim, Bledow, Hanstein u. a.) verdankte. Seit langen Jahren in London lebend, zeichnete er sich namentlich durch die Komponirung künstlicher, recht interessanter, geistvoller und lehrreicher Endspiele aus, von denen auch wir unserem Leserkreise einige vorgeführt haben.

Problemturnier des „Illustreered Familie-Journal" in Kopenhagen für Zweizüger. 5 Preise: 70 Francs, 35 Francs, 3 Bücherpreise. Einzusendende Possirmel spätestens 15. Tg. eine unveröffentlichte bedingungslose zweizügige Aufgabe mit Motto. Lösung und Kreise des Verfassers an W. Jensen, Kopenhagen K., Sölvgade 113. — Preisrichter sind A. Arnell in Göteborg, F. W. Blehr in Christiania, J. Jespersen in Hjortlund.

Briefkasten.

(Zuschriften zu richten an E. Schallopp, Steglitz bei Berlin.)

Eisleben (H. E.). Dc8—e7 löst die Nr. 123 nicht; Tg1 ist schwarz und kann daher nicht mattsetzen. — Warum anonym?

Wettin (E. N.). Wenn Sie in Nr. 123 mit 1. Dh1—h7 beginnen, so flüchtet der König nach b6 und wird in 3 Zügen nicht matt.

Räthsel.

(Nachdruck verboten.)

Charade.

(Zweisilbig.)

Von —f. —m.

Ein Viertel der ersten Silbe genügt,
Bald wird sich das Ganze wohl zeigen;
Die zweite der Silben gewöhnlich trügt,
Beständigem Wechsel die Erste sich fügt,
Halb scheint sie zum Sterben zu neigen.
Mit Wonne, mit Honig ist oft sie vermischt,
Doch wird sie erneut, ist sie spurlos entwischt.

Bei allem fast, was die Menschen betrifft,
Ist oft zugegen die Zweite,
Und alles beweist sie, sogar das Gift;
Manch einen hat schon die Erste verblüfft
Mit schiefem Gesicht von der Seite.
Das Ganze steigt schließlich uns gar auf den Kopf,
Und langsam, doch deutlich entführt's uns den Schopf.

Palindrom.

Von —0—.

Es ladet zur Rast und Ruhe ein,
Wenn der Sonne Leuchte verschwand;
Die Silben verstellt, wird ein Mann es sein,
Als Volksvertreter bekannt.

Homogramme.

Von * * *.

a a a a a	Umzäunung,	a a a a a	Brennprodukt,
a e e e i	Meer,	a a e e o	Vogel,
i d f f k	Bewegungsform,	u u c c h	ital. Stadt,
k r r r r	Thätigkeitstrieb,	h p p r r	Körpertheil,
s t t t t	Gebirgsstock.	s s t t t	Muse.

Auflösungen folgen in nächster Nummer.

Auflösungen der Räthsel in voriger Nummer:

Des Scherz-Homonyms: Wiche.

Des Arithmogriphs:

i
e i d
r h e i n
g r o b i a n
f a b r i k a n t
k o b u r g g o t h a
h e i l i g e n s t a d t
F I E B I G E R D E N K M A L
d r a m e n d i c h t e r
p o l i z e i r a t h
r o s e n t h a l
v e r k a u f
a r m e e
g a s
l

Die ersten richtigen Auflösungen der Räthsel in voriger Nummer sandten ein: Paul Hze., Klara und Hewig Stte., E. M., E. Br., Klara, Minna W., Ludwig Ifb., Renate, Frau Anna St., Paul Hen—, Gebr. W., Alli B., Röchen K., Wilh. W., Paul Schfr., Anna H—e., Otto Tdme., Selma R., Emma W., Otto Khlr., Gustav Frnk., Edmund Hdt., W. L., Oskar K., Bernh. F—n, Fritz R., Hedwig U—, Gustav Khnt., Emma und Klara Mbl., Marie Krtz., Margarethe Sch—, L. Valerie L., Emmi Brg., Ernst und Bruno, sämmtlich in Halle; ferner: Lehrer G. und Gastwirth Sch. in Heiligenthal, W. R., Aug. W. in Hettstedt, stud. med. vet. C. F. in Harsdorf, M. J—i in Bitterfeld, Paul R—n, Joh. Ma., Cl. M—l, M—el in Nebra, H. K— in Eisleben, Otto E. und Otto M. in Belgern, Helene B. in Gelnhausen, Ernst Sch. in Delitzsch, Albert M—, in Bibra, E. K. und O. in Freyburg a. U., Lehrer R. in Rothenschirmbach, Bertha R. in Artern, Heinrich Pf. in Leipzig, M. K. in Teuchern, F. Lina K. in Purgien, Chr. Gr., A. St., Dr. H. in Löbejün, Helene K. in Merseburg, A. H. in Ammendorf, Wilhelm M. in Bölberg, Hugo Kl. in Torgau, H. K., A. Sch. und A. H. in Hagen i. W., Marie P. in Wedau, Hofbesitzer Hans J— und Lehrer Herm. Qu. in Dörpstedt (Schleswig), Fritz Cl. in Meisungen, stud. F. K. in Brüx (Böhmen), Oswald Zhgr. in Eckartsberga, Elise und Kurt Sch— in Birthna, Klara B— und Hedwig R. in Rengersslage.

Für die Redaktion verantwortlich: J. V.: Dr. A. Borst in Halle.

Druck und Verlag von Otto Hendel in Halle a. d. S.

Blätter für Belehrung und Unterhaltung.

Ein Beiblatt zur Saale-Zeitung.

No. 37. Halle a. d. S., Sonntag 20. September. 1885.

Inhalt: Deutsche Kolonisationsthätigkeit in früheren Jahrhunderten. I. — Ueber hygienische Kinderpflege im ersten Lebensjahre. Von Dr. Paul Niemeyer. — Aus dem Waldleben. Stiebitz verräth sich selbst. — Land- und Hauswirthschaft: Das Verbot des Ausblasens von Fleisch sowie der Lunge geschlachteter Thiere. Von Dr. Schneidemühl in Halle. — Feuilleton: Amazonen in Neu-Guinea. — Literatur und Kunst. — Schach. — Räthsel.

Der Nachdruck aller Original-Artikel ist untersagt.

Deutsche Kolonisationsthätigkeit in früheren Jahrhunderten.

I.

Kolonialpolitik! Das ist das Wort, welches seit mehr als Jahresfrist den Mittelpunkt des politischen Interesses in unserem Volke bezeichnet, bei dessen Klang nicht allein der leicht erregbare Jüngling sondern auch der ruhig und besonnen denkende Mann sein Herz höher schlagen fühlt. Wie mit einem Zauber hat der Wunsch nach überseeischem Kolonialbesitz alle Kreise unseres Volkes unter seine Herrschaft gebeugt, und nur daraus erklärt sich die tiefe Trauer, mit welcher die Nachricht von dem Tode Gustav Nachtigals, des Mannes, der bisher am meisten von allen Deutschen für die Verwirklichung jenes Wunsches geeifert hat, auch von solchen aufgenommen wurde, die bis dahin keine Kenntniß von seiner Bedeutung als Forscher und Kenner Afrikas gehabt hatten. Und fragt man, worin denn die Begeisterung für überseeische Kolonisation, wie sie jetzt große Theile unseres Volkes beherscht, ihren Grund habe, so werden auf diese Frage die verschiedenartigsten Antworten ertheilt, und unter ihnen auch solche, welche für die junge Bewegung und ihre hauptsächlichsten Träger keineswegs schmeichelhaft lauten. Denn es giebt in unserem Vaterlande leider noch immer Leute genug, die zu kühl oder, wie sie selbst meinen, zu verständig sind, um dem Zuge der Begeisterung, der das Volk bewegt, zu folgen, denen das ganze Unternehmen überseeischer Kolonisation zu gewagt erscheint, weil es nicht auf der Stelle einen bedeutenden Gewinn abwirft, sondern vielmehr zunächst Mühe, Kosten und Entsagung fordert, um zu festem Bestande zu gelangen. Sie haben meist für die kolonialen Bestrebungen nur ein mitleidiges Lächeln, die Begeisterung dafür gilt ihnen als „Schützenfeststimmung" und mit der Thatsache, daß sie vielmehr zu einer nationalen Sache ersten Ranges geworden ist, finden sie sich mit der billigen Redensart ab, daß neue Besen immer gut kehren und mit der Prophezeiung, daß dem jetzt herrschenden Rausche die Ernüchterung bald genug folgen werde. Allein all' ihre kühle Weisheit wird sie nicht davor retten können, für falsche Propheten gehalten zu werden, denn unsere koloniale Bewegung ist in der That nichts weniger als ein flüchtiger Rausch, sondern vielmehr die Frucht der immer weiter vordringenden Erkenntniß, daß der Besitz eigener Kolonien für unser Volk nicht nur heilsam sondern geradezu eine Lebensfrage geworden ist, die zu einer ersprießlichen Lösung gelangen muß, wenn nicht der alljährlich größer werdende Ueberschuß unserer Volkskraft anderen Nationen zugute kommen oder wohl gar dem wirthschaftlichen Verderben anheimfallen soll. Und was anderseits den Reiz der Neuheit betrifft, der jetzt der kolonialen Bewegung in unserem Vaterlande nach der Meinung ihrer Gegner den großartigen Schwung geben soll, so ist auch dieser nur ein scheinbarer, denn, bei Licht besehen, ist unser Volk ein kolonisatorisch thätiges gewesen, solange es überhaupt eine deutsche Geschichte giebt, und wenn wirklich in dieser seiner Thätigkeit ein längerer Stillstand eingetreten ist, so hat der Grund dafür mehr in der Ungunst äußerlicher Verhältnisse als in einem Mangel an innerer Fähigkeit gelegen. Denn die unglückselige Zerrissenheit und jammervolle Kleinstaaterei, welche in den letztvergangenen Jahrhunderten Deutschland beherrschte, hat naturgemäß ein kräftiges Vordringen unseres Volkes nach außen verhindert; jetzt aber, wo wir wieder ein einiges Reich besitzen und in dem europäischen Staatenverhältniß eine Stellung errungen haben, wie sie Deutschland noch nie besessen und wie sie noch vor zwanzig Jahren auch die kühnste Phantasie sich nicht ausmalen konnte, ist in unsere Hände nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht gelegt, an die glorreiche kolonisatorische Thätigkeit unserer Vorfahren in früheren Jahrhunderten wieder anzuknüpfen. Und da empfiehlt es sich wohl, dieselbe in großen Zügen sich vor Augen zu führen, um an ihrem Verlaufe, der freilich nach der ganzen Natur der Verhältnisse damals nach einer andern Richtung ging, zu erkennen, welcher Leistungen deutscher Geist und deutsche Thatkraft von jeher fähig gewesen sind.

Amazonen in Neu-Guinea.

In Port Moresby hatte der Reisende James Chalmers, welcher sich in Neu-Guinea von 1877—1885 aufhielt, wie der Globus berichtet, von einem Amazonenlande gehört; Weiber allein, hieß es, bewohnten und beherrschten das ihnen gehörige Gebiet. Man erzählte, daß sie den Boden sehr gut bebauten, sehr tüchtig auf dem Meere und vollkommen im Stande seien, sich des männlichen Geschlechts zu erwehren, wenn dasselbe einmal den Versuch mache in ihr Gebiet einzudringen. Man hörte, daß die Boote von Mailiukolo häufig Frauen unter ihrer Bemannung zählten, ja daß einzelne große Boote ausschließlich mit Weibern besetzt seien. Chalmers befand sich dieser Insel gegenüber zur Landung bereit, als sich ihm zwei Kanoes näherten, deren eins von Männern, eins von Frauen geführt wurde; er schickte die Kanoes zu seinem Schiffe, um dort Handel zu treiben und setzte die Reise nach dem großen, an der Nordseite der Insel gelegenen Dorfe fort. Ein einzelner Mann, den man am Lande traf, widersetzte sich der Landung, ließ sich jedoch durch den wohlbekannten Namen Chalmers und ein Stück rothen Tuches bewegen, den Fremden den Zugang zur Insel zu gestatten. Sobald man ans Land kam, sah man eine Schaar von einigen Hundert in Grasunterröcke gekleideter Weiber unter den Häusern stehen, nur die Unterröcke und die Beine waren sichtbar. Als Chalmers sich ihnen näherte, verhielten sie sich ganz ruhig, bis sie auf einmal einen fürchterlichen, nervenerschütternden Schrei ausstießen. Auf den Schrei liefen einige Männer herbei; der Bootsmannschaft wurde durch Chalmers befohlen, sehr auf ihrer Hut zu sein, dann aber suchte der Missionar doch einen näheren Verkehr mit den Schönen anzubahnen. Da dieselben eine Annäherung seinerseits nicht zu wünschen schienen, suchte er sie zu bewegen näher zu kommen. Anfänglich wurden seine Bemühungen schroffe zurückgewiesen; man habe ihn gesehen, hieß es, er möge nun zurückkehren, woher er gekommen sei; doch er ging nicht, er rief ihnen zu, er wolle den „Fremden" erst einige Geschenke geben. Dann zeigte er ihnen Perlen und rothe Stoffe, die, merkwürdig genug, auf die Frauen gar keinen Eindruck zu machen schienen. Etwas von den Schätzen wurde auf den Boden gelegt, dann zog er sich, scheinbar ganz gleichgiltig, zurück. Endlich trat ein Mädchen schüchtern aus der überaus großen Frauenschaar hervor, näherte sich Schritt vor Schritt, während sie jeder Bewegung des Weißen mit gespanntester Aufmerksamkeit folgte, die Arme über die Brust gekreuzt; dann zögert sie wieder, bleibt stehen; sie hat nicht Muth genug und eilt zu den anderen zurück. Wie es scheint haben die älteren Frauen dem Mädchen Vorwürfe gemacht und es hat nicht gewagt, den ersehnten Schatz zu ergreifen. Ein kleines Fräulein von acht oder neun Jahren tritt jetzt aus der Schwestern Mitte, es läuft ein wenig voraus, hält ein, schleicht wie eine Katze weiter, damit das Knirschen des Sandes, den sein Fuß betritt, den Fremden nicht

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-18850920071/fragment/page=0001

Wer auf einer historischen Karte das Bild des damaligen Deutschen Reiches betrachtet, wird es nur mit Mühe mit dem des heutigen in Einklang bringen können — so sehr haben sich seitdem die Grenzen desselben verschoben. Im Westen allerdings und im Norden sind sie im wesentlichen seit jener Zeit dieselben geblieben oder doch seit zwanzig Jahren wieder geworden und im Süden umfaßten sie auch die deutsche Schweiz und Theile Oberitaliens, welche jedoch keine deutsche Bevölkerung besaßen; im Osten hingegen bildeten Elbe, Saale und der Böhmerwald die Scheide zwischen deutschem und slavischem Gebiet, ja hier und da überschritt das letztere diese Grenzlinien sogar nach Westen hin. Die Slaven aber waren üble Nachbarn. Unruhig, gewaltthätig und beutelustig waren sie stets zu bewaffneten Einfällen in das Gebiet der Deutschen bereit, welche sie um so mehr haßten, weil sie selbst noch Heiden, jene aber schon zum Christenthum bekehrt waren. Aus diesen Verhältnissen nun erwuchs den deutschen Herrschern die Verpflichtung eines kräftigen Grenzschutzes, der durch die sog. Marken hergestellt wurde, welche wie ein Schutzwall das deutsche Gebiet im Osten umgaben. Durch Anlage von Befestigungen und eine straffe militärische Organisation erwuchsen dieselben zu einer Art Militärkolonie, wie sie in neuerer Zeit in der österreichischen Militärgrenze wieder lebendig geworden war. Dabei aber blieb es nicht. Denn in diese neu befestigten und theilweise ja auch neu erworbenen Gebiete zogen aus den weiter westlich gelegenen Gegenden Deutschlands eine Menge von unternehmenden Männern ein, die sie mit Hacke und Pflug zum zweiten male eroberten und so eine feste Operationsbasis schaffen halfen, von welcher aus die deutsche Civilisation in die östlichen Slavenländer vordringen konnte. Zugleich aber wurden die Marken auch der Ausgangspunkt für die christliche Mission, deren Erfolge allerdings vor der Hand sehr geringe waren.

Doch der biblische Spruch: Wehe dem Lande, deß König ein Kind ist, bewahrheitete sich auch an diesen Marken. Unter der schwachen Regierung des letzten Karolingers Ludwigs des Kindes gingen sie zu Beginn des zehnten Jahrhunderts vor dem Ansturm der Slaven wieder zu Grunde, und erst die sächsischen Kaiser haben sie wieder hergestellt und zu größerer Blüthe und Ausdehnung gebracht. Von Magdeburg, besonders dem Lieblingsplatze Ottos des Großen, ging ein kräftiger Strom missionirender und kolonisirender Thätigkeit in die Slavenländer aus, sodaß sogar schon östlich der Elbe im eigentlichen Slavenlande Bisthümer und deutsche Städte gegründet werden konnten. Freilich hatten auch diese nicht ungestörten Bestand, denn den Nachfolgern Ottos des Großen stand nicht immer die Energie und Kraft dieses gewaltigen Mannes zu Gebote, und so war öfter als einmal die Gefahr nahe, daß die Slaven mit der deutschen Herrschaft auch das ihnen noch immer unbequeme Christenthum aus ihrem Lande vertreiben würden. Dennoch aber siegte die Thatkraft der Deutschen und ihre zähe Ausdauer immer wieder über die wilden Feinde, sodaß am Anfang des elften Jahrhunderts die Oder und weiter südöstlich durch die Gewinnung von Böhmen, Mähren und der angrenzenden, jetzt österreichischen Länder March und Leitha die Ostgrenze Deutschland bildeten, eine Grenzlinie, die auch in späteren Zeiten im wesentlichen nicht wieder rückwärts verlegt worden ist.

Wenn so schon im Laufe des zehnten Jahrhunderts das deutsche Volk kräftig nach Osten vorrückte und im Laufe des elften die gewonnenen Gebiete siegreich behauptete, so liegen doch die Höhepunkte der deutschen Kolonisationsthätigkeit im slavischen Osten erst im zwölften und dreizehnten Jahrhundert. Hell strahlen hier zunächst die Namen der beiden großen Nebenbuhler, des Askaniers Albrecht des Bären und des Welfen Heinrich des Löwen, denn das darf man wohl mit Recht sagen, daß keine andern deutschen Fürsten jemals für die Gewinnung slavischer Gebiete im Osten und Nordosten soviel gethan haben als diese. Werfen wir zunächst einen kurzen Blick auf die Thätigkeit Albrechts des Bären.

Seit dem Jahre 1134 befand er sich nach mancherlei abenteuerlichen Schicksalen in seinem früheren Leben im Besitz der Nordmark, eines Landes, das etwa der heutigen Altmark an Lage und Ausdehnung gleich kam. Hier eröffnete sich ihm eine bedeutende Thätigkeit, denn dieses Land war in den wilden Kämpfen, welche die letzten salischen Kaiser mit den Sachsen im Reiche selbst geführt hatten, politisch und kirchlich für Deutschland wieder an die Slaven oder, wie man sie hier nannte, Wenden verloren gegangen. In raschen Zügen drang er nun bis tief in das slavische Gebiet ein und schon nach zwei Jahren befand sich die Priegnitz in seinem Besitze. Als er dann später durch Erbschaft auch die Herrschaft über das Gebiet von Brandenburg erlangt hatte, mußte er zwar noch mehrmals um den Besitz derselben blutige Kämpfe bestehen, doch gelang es ihm, im Verlaufe weniger Jahre seine Stellung in jener Gegend so zu befestigen, daß er an die Germanisirung des Landes mit aller Energie herantreten konnte. Während der Kämpfe selbst war von beiden Seiten die furchtbarste Grausamkeit angewendet worden. Die slavischen Dörfer waren niedergebrannt, alles Werthvolle war geraubt, die männlichen Einwohner, wo es ihnen nicht gelungen war zu entfliehen, niedergemacht, Frauen und Kinder aber in die Knechtschaft geschleppt worden. So sah es denn in den neuen Erwerbungen jammervoll genug aus. Aber dieser traurige Zustand währte nicht lange. Denn Albrecht rief aus den westlichen Distrikten Deutschlands, aus den Rheingegenden und aus Friesland, viele Kolonisten ins Land, welche mit Weib und Kind dem Rufe folgten, die alten Dörfer und Flecken der Wenden wieder aufbauten, das Land urbar machten, Sümpfe austrockneten und so, allerdings unter Anwendung außerordentlichen Fleißes, aus dem verödeten und auch von Natur kärglich ausgestatteten Gebiete wohlangebaute und fruchtbare Gefilde schufen. Sobald man erst in Deutschland erkannt hatte, daß in dem neu erworbenen Lande etwas zu holen sei, kamen auch die Kaufleute und Handwerker sowie der deutsche Adel massenhaft dorthin, die einen das Hauptkontingent für die Herstellung größerer Städte, die denn auch bald nach deutschem Muster und mit deutschem Recht ausgestattet aufblühten, die anderen die beste Schutzmacht des noch immer von Osten her bedrohten Gebietes. Und endlich war es von großer Wichtigkeit, daß Albrecht der

---

aus seinen Träumen wecke; wieder zögert es, die Hände auf die schwer athmende Brust gepreßt, damit der Geist nicht entfliehe oder das klopfende Herz nicht davon hüpft; da mit einem Sprunge wirft es sich auf die Waaren und ergreift die heiß begehrte Beute, das Tuch und die Perlen.

Noch einigemale wird eine solche Lockspeise angewendet, und siehe da, der Anschlag ist geglückt; Chalmers sieht sich von der lärmenvsten Gesellschaft umgeben, in der er sich je befunden hat, er fühlt sich glücklich, als er das Schiff wieder erreicht hat und landet an einer andern Stelle, an der Westseite. Hier stellten sich sofort ganze Schaaren von Frauen, aber keine Männer, ein. Ohne Unterschied der Person theilte Chalmers Perlen aus, bald aber erhob sich ein Streit zwischen alten und jungen Frauen. Die letzteren wurden weggeschickt und, da sie sich weigerten, dem Gebote Folge zu leisten, mußte Chalmers dafür büßen. Die alten Frauen bestanden darauf, daß er den Strand verließ, und da die Männer, die man vorher in einem Kanoe gesehen hatte, zurückekommen waren, schien es gerathen, diesem Andringen Folge zu leisten. Lange noch, nachdem er den Strand verlassen hatte, hörte er die alten Frauen mit ihren heiseren, gebrochenen Stimmen gegen die jungen fluchen und schelten. Wahrscheinlich war er der erste Weiße an dieser geheiligten Küste und mag somit allerdings ein Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit gewesen sein. Wahrscheinlich (?) ist dies das berühmte Amazonenland und es ist sehr erklärlich, daß es durch die vereinzelten Kanoes, welche von der westlicher gelegenen Küste dorthin kamen, für ein solches gehalten wurde. Die eigenthümliche Erscheinung, daß man so viele Frauen beinahe ohne Männer allein lebend angetroffen hatte, klärte sich bald in folgender Weise auf.

Man landete auf einer kleinen, in der Nähe der Amazonenbai gelegenen Insel, wo man einige Kanoes mit Männern und Knaben antraf, die von dem Festlande herüber kamen und sich später nach Mailukolo begaben; von ihnen hörte man denn, daß ihre Pflanzungen auf dem Festlande lagen; sie begaben sich dorthin, um dieselben zu bebauen und um zu fechten, und nahmen die Knaben mit sich. Während nun bei weitem die meisten Männer sich auf dem Festlande befanden, blieben Frauen und Mädchen unter der Obhut einiger weniger Krieger zurück. Die Männer stellen sich von Zeit zu Zeit ein und bringen Nahrungsmittel mit. Während ihrer Abwesenheit treiben die Frauen in ihren Kanoes Handel und kommen sogar bis Dedeln in Cloudybay. Die Bemannung eines Kanoes, welches früher dahin verschlagen worden war, hatten die Frauen freundlich aufgenommen, aber auf der Rückkehr wurden sie in Dedeln getödtet. Dieser Umstand hat natürlich dazu beigetragen, den schlimmen Ruf des Amazonenlandes zu erhöhen. aw.

---

ehe sie geschlachtet werden dürfen. Auf dieses Verbot würden sich die Fleischer beim Einkauf der Thiere berufen und so ohne Nachtheil den Ankauf zu junger Kälber verringern können. Der Landwirth würde diese Thiere höchstens ein paar Tage länger bei sich behalten müssen. Dafür aber würde der Fleischer besser genährte Thiere haben, die sich ohne Aufblasen verhältnißmäßig gut ausschlachten ließen und der Konsument würde durchschnittlich thatsächlich besseres Kalbfleisch erhalten.

Welches mögen nun aber die Gründe des Verbots des Aufblasens sein?

Es kann wohl zunächst keinem Zweifel unterliegen, daß durch das Einblasen von Luft in das zwischen Haut und Fleisch befindliche Bindegewebe oder in die Lungen die genannten Nahrungsmittel einem sehr unappetitlichen Verfahren unterworfen werden. Allein dasselbe kann auch unter gewissen Voraussetzungen schädlich sein. Niemand wird doch zugeben wollen, daß die Genießbarkeit eines Hammelviertels oder Kälberviertels gesteigert wird, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die äußere Abrundung desselben durch Einblasen der Athmungsluft eines Menschen herbeigeführt wird. Wir nehmen dabei an, daß dieser Mensch gesund ist. Ist er gerade krank — was doch trotz Ausführung der Berufsthätigkeit vorliegen kann — so wird obige Voraussetzung in einem noch ungünstigeren Lichte erscheinen.

In Erwägung der eben genannten Thatsachen hat man nun schon seit längerer Zeit durch Einführung eines Blasebalgs für das genannte Verfahren dasselbe weniger unappetitlich und ekelerregend zu machen versucht. Nehmen wir zunächst einmal an, daß durch Benutzung eines Blasebalgs die Behandlungsweise des Fleisches weniger zu tadeln wäre, so fragt man doch, daß thatsächlich in jedem Falle der Blasebalg und nicht ebenso oft der Mund zum Einblasen der Luft verwendet wird. Keineswegs ist nun aber bei Benutzung eines Blasebalgs die Manipulation weniger ekelerregend und unschädlich geworden.

Wer öfters Gelegenheit gehabt hat, die Schlachträume und Schlachtstätten der einzelnen Fleischer zu besichtigen und in Bezug auf Größe, Ventilation, Reinlichkeit 2c. zu untersuchen, wird die überaus verschiedene Art kennen gelernt haben, in welcher den genannten Anforderungen genügt wird. Oft traut man seinen Augen nicht bei der Wahrnehmung, daß ein hierfür bezeichneter Platz zur Herrichtung menschlicher Nahrungsmittel dienen soll. Bedenkt man nun, daß gerade an solchen Orten erfahrungsgemäß die Entwickelung jener kleinsten Organismen in hervorragender Weise von statten geht, die als die größten Feinde des Menschengeschlechts bezeichnet werden müssen, so ist auch die mit Benutzung eines Blasebalgs einhergehende Gefahr bei obigem Verfahren hinreichend einleuchtend.

Nothwendigerweise müssen doch jene kleinen in der Luft solcher Räume oft zu Millionen anwesenden Gebilde bei Benutzung des Blasebalgs mit in das Bindegewebe eingeführt werden. Wenn auch später durch das Kochen des Fleisches die schädliche Wirkung jener kleinsten Lebewesen eingeschränkt und theilweise aufgehoben werden kann, so ist die Möglichkeit eines Nachtheils doch immer vorhanden.

Die in das Bindegewebe gelangten Organismen entwickeln sich an diesem Aufenthaltsort nicht sehr gut. Eine Folge davon ist, daß solch Fleisch weniger haltbar ist und — besonders im Sommer — viel früher der Fäulniß unterliegt als das in der geschilderten Weise nicht behandelte Kalb oder Hammelfleisch. Auch tritt dieser Zustand beim Aufblasen mit dem Munde gleichfalls ein.

Dies ist auch den meisten der betreffenden Herren Gewerbtreibenden sehr wohl bekannt und wird deshalb von ihnen ein allgemeines Verbot des alten Verfahrens meist sehr willkommen geheißen.

Wir sehen also aus dem Mitgetheilten, daß Vorgänge und Vortheile durch das Aufblasen des Fleisches keineswegs eintreten. Nur die Gewohnheit der Fleischer und die Einbildung eines großen Theiles des Publikums hat es ausschließlich herbeigeführt, daß die genannte Behandlungsweise einzelner Fleischwaaren trotz der Unappetitlichkeit und theilweise Schädlichkeit derselben so sehr eingewurzelt ist und auch jetzt noch so sehr begünstigt wird. Die gute Gewohnheit, beim Einkauf eines Kälber- oder Hammelviertels stets ein mehr oder weniger rundes — weil aufgeblasenes — Fleischstück zu erhalten, hat sich bei vielen unserer verehrten Hausfrauen so eingebürgert, daß es thatsächlich Einzelnen eine große Ueberwindung kostet, sich wieder an den Anblick eines natürlich hergerichteten Kälberviertels oder einer nicht aufgeblasenen Kälberlunge zu gewöhnen. Wenn aber Einbildung und Gewohnheit mit der Ueberlegung davon geht, so ist es oft nicht leicht, alt eingewurzelte Gebräuche zu beseitigen. Vielleicht tragen vorstehende Mittheilungen dazu bei, den Uebergang zu erleichtern und das erwähnte Verfahren dauernd aus der Welt zu schaffen. Die Herren Fleischermeister werden gewiß bereit sein allgemein mehr ältere Kälber zu schlachten, wenn die Herren Landwirthe dann indirekt genöthigt sind, die Kälber etwas länger zu ernähren.

Wir können somit im öffentlichen Interesse nur wünschen, daß ein gleiches Verbot wie das für den Regierungsbezirk Merseburg angeordnete und für den Regierungsbezirk Magdeburg schon bestehende, allmälig überall erfolgen möchte und die Aufrechterhaltung in den kleinen Städten und auf dem Lande nicht minder als in den größeren Städten mit aller Strenge erstrebt und durchgeführt würde.

---

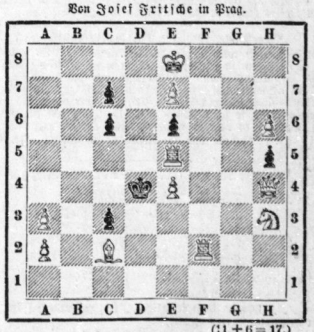
* Neues Mittel gegen Milchfieber. Rittergutsbesitzer v. Rheden in Rheden bei Hildesheim macht im Hannov. land- und forstw. Ver.-Bl. folgende Mittheilung: Vor einigen Tagen erkrankte im hiesigen Kuhstalle eine der besten Milchkühe äußerst heftig am Milch- oder Kalbefieber, so daß dieselbe bereits verloren gegeben wurde. Der herbeigerufene Thierarzt Meyenberg-Gronau verordnete ein ebenso einfaches als praktisches Mittel, welches erst kürzlich ein Thierarzt im Großherzogthum Boden in einer dortigen Veterinär-Zeitschrift veröffentlicht hat. Die Kuh wurde mit einer wollenen Decke bedeckt und auf dieser Unterlage das Rückgrat der Kuh fortwährend mit einem heißen Plätteisen geplättet. Die Plätteprozedur begann gegen 10 Uhr morgens und wurde ununterbrochen fortgesetzt. Gegen 8 Uhr abends stand die Kuh zum ersten male wieder auf und begann etwas zu fressen. Nachts trat trotz fortwährenden Plättens ein Rückfall ein, welcher jedoch nicht von langer Dauer war; die Kuh erholte sich sichtbar und war nach sechzehnstündiger Plättekur vollständig gesund. Jedenfalls verdient diese erfolgreiche Kur durch Veröffentlichung um so mehr entsprechende Verbreitung, als das Milchfieber alljährlich bekanntlich zahlreiche Opfer fordert und die bislang zur Verfügung stehenden Mittel zumeist problematisch waren. Der Hergang ist insofern leicht erklärlich, als das von jedem Viehbesitzer mit Recht so gefürchtete Milchfieber bekanntlich durch Wasseransammlung im Rückgrat entsteht, welche durch die intensive Hitze des Eisens verdunstet. Das Rückgrat der hiesigen kranken Kuh war nach wenigen Stunden vollständig feucht. Die Unterlage der wollenen Decke ist durchaus nothwendig, da man sonst das kranke Thier mit dem heißen Eisen verbrennen würde. Der badische Thierarzt giebt an, mit dieser Kur über 75 Proz. der erkrankten Thiere gerettet zu haben, auch der hiesige Thierarzt hat dieselbe bereits in vier Fällen mit bestem Erfolg angewandt. Jedenfalls würde es interessant sein, wenn demnächst Mittheilungen über ähnliche Erfolge mit dieser Kur an die Redaktion unseres Vereinsblattes gelangten.

Schach.

Redigirt von E. Schallopp.

Aufgabe Nr. 131.

Von Josef Fritsche in Prag.



(11 + 6 = 17.)

Weiß zieht an und setzt im 3. Zuge matt.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-18850920071/fragment/page=0002

gelacht. Auch die älteren Gäste amüsirten sich köstlich dabei an dem Frohsinne der Jugend. Nur Pastor Bonack schüttelte mißbilligend den Kopf und äußerte gegen die Gattin seine Befriedigung darüber, daß Klotilde diesem gottlosen Treiben fern blieb.

„Laß sie nur, liebes Weib," bat er seine Frau, die nach der Tochter sehen wollte, „laß sie nur. Es ist besser für ihr Heil, wenn sie allein bleibt, als wenn sie diesem frivolen Treiben zusieht. Hätte mir nicht träumen lassen, daß ein Amtsbruder so etwas dulden, ja wie es scheint, sogar billigen könne. Ich werde es mit scharfer Rüge abschildern in dem Werke über Frauenerziehung, an dem ich jetzt arbeite. Aber es wird mir nun gar zu unheimlich hier!" sprach er mit Schaudern und schüttelte sich. „Sieh nur, da tanzen sie schon wieder und die Frau Pastorin spielt Klavier dazu! Ist das nicht empörend? Wir müssen fort. — Wo ist unser Kind? Geh, liebes Weib — hole sie! ich halte es nicht länger aus!" Er rückte sein schwarzes Käppchen auf dem kahlen Scheitel hin und her, drehete der Gesellschaft den Rücken und blickte durchs Fenster in die Wolken, die abwechselnd den Mond bedeckten und dann wieder, mild beleuchtet, mit goldigem Glanze umrandet, langsam dahin zogen.

Die besorgte Mutter ging, ihr Töchterchen aufzusuchen, mit leisen Schritten die Treppe hinunter. Oben im Gesellschaftszimmer befanden sich die jungen Mädchen im besten Vergnügen, keine bemerkte den Weggang der Frau Pastorin, selbst die Magd Rieke nicht, die neugierig den Aufführungen zusah.

Unten im Hausflur empfing ein arger Zugwind die Suchende. Die hintere Hausthür klappte in geräuschvollen Schlägen auf und zu gegen die Wand, sodaß die Frau Pastor befürchtete, der Lärm könne ihre leidende Klotilde im wohlthuenden Schlummer stören. Sie versuchte die Thür ins Schloß zurück zu bringen, gewahrte aber dabei, daß zwei im Dunkel nicht recht erkennbare Gestalten im Schnee auf dem Gartenwege dahin wandelten. Es schien eine männliche und eine weibliche zu sein.

Jetzt wendete sich das Paar und kam näher. Welch ein Schrecken! Die Mutter erkannte ihr Kind, ihre Klotilde, die ohne Hut und mit aufgelöstem Haar hier nachtwandelte! —

„Mein Kind!" — rief die tödtlich erschreckte Mutter, „mein armes Kind, wie kommst Du hierher? — Du fieberst!"

Des Mädchens Wangen erglühten wirklich in fieberndem Roth, so viel ließ sich bei einem hellen Durchblick des Mondes erkennen.

„Wer führt Dich?"

„Mein Herr Tischnachbar!" hauchte matt das Mädchen. „Er beruhigt — er beschützt mich!" —

„Ich beschütze sie — ja ich beschütze sie!" bestätigte Reichau verlegen des Fräuleins Rede, „denn ich fürchtete — die junge Dame — könnte sich — erkälten! in der Abendluft erkälten!"

„Sehr verbunden für Ihre Güte, bester Herr!" knixte dankend die Mutter. „Kind, Kind! Klotilde! wenn Du Dich einigermaßen wohl genug fühlst und wieder fieberfrei bist, so fahren wir nach Hause. Papa will fort, weil das Lachen und Tanzen da oben ihm Kopfweh macht."

„Kopfweh macht!" — wiederholte stotternd Reichau — ich finde es auch! — ich auch!"

„Bitte, Herr Gefreiter, lassen Sie unsern Schlitten anspannen, wir müssen fort!" —

„Sogleich, sogleich!" erwiderte der Beschützer Klotildens, der Dame beipflichtend. Er gewann dabei die Fassung wieder zu der Bemerkung:

„Ihr Kutscher wird wohl in der Schenke sein."

„So holen Sie ihn, ich bitte inständig!" —

„Kind, ist Dir etwas wohler? — wirst Du die Rückfahrt wagen können?"

„Wenn es so sein muß — ja!" seufzte das Kind.

„O, wie fügsam! wie aufopfernd gehorsam! Sehen Sie, verehrter Herr, dieser musterhafte Gehorsam ist die Frucht von meines Gatten vortrefflicher Erziehung."

Reichau mußte sich entschließen, die Damen auf kurze Zeit zu verlassen, um den Kutscher aufzusuchen und zum Anspannen zu bewegen. Es gelang ihm schneller als er glaubte; er kam zu rechter Zeit zurück, um die junge Dame recht sorglich und fest in Mantel und Decken einwickeln zu können und ihr beim Einsteigen behilflich zu sein. Sie fühlte sich wieder wohl und hatte bereits der Mutter den nöthigen Beistand geleistet.

Dankerfüllt gegen den hilfreichen Ritter verließ die Familie Bonack ohne Lebewohl zu sagen das Haus, dessen heitere Gastlichkeit ihr so viel Aergerniß gegeben hatte, und mit dem festen Vorsatze, die Beziehungen zum Amtsbruder auf ein möglichst knappes Maß zu beschränken.

Man wollte sich dafür lieber Förster Dilow's anschließen, was überdies bereits beschlossene Sache war, als zwischen den beiden Damen die Butterangelegenheit geregelt wurde. Diese wichtige Angelegenheit erschien somit als ein Anknüpfungspunkt zu intimerem Verkehr und konnte als Wink eines gütigen Geschicks angesehen werden.

Land- und Hauswirthschaft.

Das Verbot des Aufblasens von Fleisch sowie der Lungen geschlachteter Thiere.

Von Dr. Schneidemühl in Halle a. S.

In nächster Zeit tritt für den Regierungsbezirk Merseburg eine Polizei-Verordnung in Kraft, welche das Aufblasen von Fleisch sowie der Lungen geschlachteter Thiere jeder Art zum Zweck des öffentlichen Feilhaltens oder Verkaufens, ebenso das Aufblasen des Fleisches mittelst Blasebalges verbietet.

Da mit dieser Polizei-Verordnung ein alter Gebrauch bei Zurichtung des Fleisches (speziell der Kälber und Hammel) beseitigt wird, wird es im allgemeinen Interesse gewiß nicht unzweckmäßig erscheinen, auf die Ursachen derselben etwas näher einzugehen.

Zunächst sei bemerkt, daß ein ähnliches Verbot schon in vielen anderen Bezirken Preußens ergangen und vielfach auch schon in anderen Staaten Deutschlands besteht. Wir haben es also keineswegs mit einem ganz neuen im Interesse der öffentlichen Gesundheitspflege erlassenen Verbot zu thun. Auch ist eine solche Maßregel schon seit langem seitens der Organe der öffentlichen Gesundheitspflege angestrebt worden.

Das Verfahren des Aufblasens besteht nun darin, daß, nachdem das junge Kalb oder der junge Hammel — um diese Thiere handelt es sich dabei — aufgeschnitten sind, Luft in das zwischen Haut und Fleisch gelegene lose Bindgewebe eingeblasen wird. Dadurch erwachsen dem Fleischer zunächst zwei Vortheile. Einmal lassen sich so behandelte Thiere leichter abziehen und andererseits erscheinen die oft wenige Tage alten Kälber nach dem Schlachten etwas ansehnlicher, sehen voller aus und machen sich leichter verkäuflich. Ebenso werden auch die kleinen, im luftleeren Zustande sehr unansehnlichen Lungen der jungen Thiere, wie man sagt, durch das Einblasen der Luft umfangreicher und für das Auge ansehnlicher gemacht. Die Gewohnheit der Hausfrauen, nur in der beschriebenen Weise hergerichtetes Fleisch dieser Thiere zu kaufen, ist in einzelnen Gegenden derartig eingewurzelt, daß bei Einführung des Verbots der Manipulation viele Hausfrauen sich weigerten das „nun unansehnliche und nach garnichts aussehende" Fleisch der Thiere oder die Lungen zu kaufen. In anderen Fällen wollte man einen geringeren Preis zahlen. Auf diese Weise wurde den betreffenden Gewerbetreibenden die Befolgung des Verbots sehr erschwert und ist von denselben oft umgangen. Dazu kommt noch ein anderer Umstand. Diejenigen Landwirthe, welche keine Aufzucht betreiben, suchen die Kälber möglichst bald, nach einigen Tagen, zu verkaufen. Wollen die Fleischer sich nun nicht die Kundschaft verderben, so sind sie gezwungen, diese schlecht genährten Kälber zu kaufen und nach Möglichkeit zu verwerthen. Um nun das vielfach mühsame Abziehen solcher Thiere zu erleichtern, wird dann gleichfalls das Einblasen von Luft in obiger Weise ausgeführt.

Nach Ansicht des Schreibers dieser Zeilen müßte deshalb gleichzeitig mit dem Verbot des Aufblasens auch ein solches bezüglich des Schlachtens zu junger Kälber erlassen werden. Es müßte, wie dies auch schon in einzelnen Gegenden geschehen, angegeben werden, wie alt die Kälber mindestens sein müssen,

Kirche, besonders den beiden für die Kolonisation und Germanisirung dieser Gebiete so bedeutungsvoll gewordenen Mönchsorden der Cisterzienser und Prämonstratenser, seinen Schutz angedeihen ließ, denn die Christianisirung der neuen Unterthanen war das sicherste Mittel, sie von ihren alten Verbindungen loszureißen und in die neuen einzuführen. So hat denn Albrecht der Bär durch seine vielseitige und weitblickende Thätigkeit kriegerischer und friedlicher Art dem deutschen Volke ein Gebiet gewonnen, das äußerlich zwar an Reichthum und Fruchtbarkeit sowie an landschaftlicher Schönheit hinter den meisten anderen deutschen Landschaften weit zurücksteht, trotzdem aber, indem es seine Bewohner in eine strenge Schule nahm und ihren Fleiß und ihre Ausdauer steigerte, der Grund- und Eckstein Preußens geworden ist.

In ähnlicher Weise wie Albrecht der Bär ging auch Heinrich der Löwe kolonisatorisch thätig vor. Der Besitz des von seinem unglücklichen Vater ererbten Herzogthums Sachsen wies ihn auf eine Bekämpfung der benachbarten Slaven hin, und er hat diesen Kampf mit der ganzen Energie, die ihm eigen war, durchgeführt. Zunächst drang er nach Norden vor und eroberte das Land der Dithmarschen an der holsteinischen Westküste, um sich von hier aus durch das östliche Holstein den Weg in das Land der Obotriten, das heutige Mecklenburg, zu bahnen. Lübeck, das kurz vorher von dem Grafen Adolf von Holstein gegründet, dann aber an Heinrich abgetreten war, diente ihm bei diesem Kampfe, der ein Rassen- und Glaubenskrieg furchtbarster Art war, zum Stützpunkte. In das eroberte und verheerte Land zog er dann wie Albrecht eine Menge westdeutscher Ansiedler und indem er zugleich durch die Cisterzienser das Christenthum verbreiten ließ, erschuf er hier einen neuen fast durchaus deutschen Staat.

Während in den eben genannten Gebieten die Kolonisation auf slavischem Boden zunächst mit Gewalt eingeführt und dann erst auf friedlichem Wege weiter entwickelt wurde, verhielt sich die Sache in Pommern und den jetzigen russischen Ostseeprovinzen anders. Dort nämlich waren es friedliche Kaufleute, Handwerker und Ackerbauer, welche zusammen mit den Mönchen, nachdem einmal in den zwanziger Jahren des zwölften Jahrhunderts das Christenthum eingeführt war, in das Land zogen und, von den deutschgesinnten Fürsten in Dörfern und Städten angesiedelt, dasselbe allmälig germanisirten. In den Ostseeprovinzen hingegen, besonders in Livland, hat der deutsche Kaufmann deutsches Wesen eingeführt und seinen Spuren sind dann Adel und Geistlichkeit gefolgt, deren Zusammenwirken in dem Ritterorden der Schwertbrüder seit Beginn des dreizehnten Jahrhunderts dem Deutschthume den Sieg verschafft hat.

Aehnlich wie hier in den Ostseeprovinzen wurde auch die Germanisirung der heutigen Provinz Preußen vornehmlich durch den Adel durchgeführt. Die heidnischen Bewohner dieses Landes, obwohl keine Slaven, waren diesen doch insofern sehr ähnlich, als sie ebenfalls ein höchst kriegs- und beutelustiges Volk waren und ihre Nachbarn oft und schwer bedrängten. Deshalb wurden schon früh von den angrenzenden Ländern Versuche gemacht, sie dem Christenthume und damit milderen Sitten zu gewinnen. Allein diese Versuche blieben lange erfolglos und als sie endlich auf guten Boden gefallen zu sein schienen, wurde der geringe Erfolg durch politische Umtriebe von seiten der polnischen Fürsten wieder vernichtet. Die Preußen erhoben sich gegen alles, was christlich war, und wütheten weit über ihre Grenzen nach Polen hinein auf das furchtbarste, sodaß, als auch ein Kreuzzug gegen sie ohne Resultat verlief, sich der polnische Herzog Konrad von Masovien entschloß, 1226 den Deutschen Ritterorden ins Land zu rufen und ihm die Unterwerfung der Preußen und ihre Christianisirung zu übertragen. Länger als fünfzig Jahre dauerte es, bis die Preußen überwunden und in ihrem Lande eine deutsch-christliche Herrschaft errichtet wurde. Da durch den langen Krieg die Urbevölkerung fast vernichtet war, so wurden auch hier die deutschen Ansiedler aus allen Theilen des Reiches massenhaft ins Land gezogen. Urbarmachung des Bodens, Anlage von festen Burgen und Städten, Entwickelung von Schiffahrt und Handel gingen hier Hand in Hand, und man thut gewiß kein Unrecht, wenn man behauptet, daß aller Wohlstand, der dem Lande heute eignet, ebenso wie in den schon vorher namhaft gemachten Gebieten, deutschem Geiste und deutschem Fleiße zu verdanken ist.

Ueber hygienische Kinderpflege im ersten Lebensjahre.

Von Dr. Paul Niemeyer.

„Das Kind ist der Vater des Mannes!" — Dies von einem Lebensbeschreiber auf unseren Goethe in geistigem Sinne angewandte Wort glaube ich auch in leiblichem Sinne auf den nach hygienischem Plane gezüchteten Erwachsenen geltend machen zu dürfen, um die Männer- und Vaterwelt, so viel an mir ist, von der landesüblichen Rederei abzubringen: Kinderpflege gehe sie nichts an und brauchten sie als solche überhaupt nicht zu verstehen. Schrieb ich zwar selbst einen für die Mutterwelt bestimmten „Rathgeber" (in 20 Briefen, soeben in 2. Auflage bei J. Engelhorn in Stuttgart erschienen), so verfehle ich darin doch nicht, von Anfang an den Ehemann als ebenbürtigen Insassen der Wochenstube vorauszusetzen und namentlich in dem Sinne „den Frauen ins Handwerk pfuschen" zu lassen, in welchem der hygienisch erleuchtete Wortführer des freiwilligen Samariterthumes, Dr. Esmarch, der vielgeschäftigen Dienstbeflissenheit den Grundsatz entgegenhält:

Literatur und Kunst.

* Im Verlage von Karl Habel (C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung) in Berlin ist soeben der erste Band von: Handbuch des Völkerrechts. Auf Grundlage europäischer Staatspraxis unter Mitwirkung von Geh. Rath Prof. Dr. v. Bulmerincq, Dr. E. Caratheodory, Geh Rath Prof. Dr. Dambach, Prof. Dr. Gareis, Geh. Rath Prof. Dr. Geffcken, Leg.-Rath Dr. Geßner, Prof. Dr. Lammasch, Prof. Dr. Lueder, Prof. Dr. Meili, Dr. W. v. Melle, Prof. Dr. Nivier, Prof. Dr. Stöck, herausgegeben von Dr. Franz v. Holtzendorff, Professor der Rechte, erschienen. Derselbe umfaßt die Einleitung in das Völkerrecht und zwar: Erstes Stück: Grundbegriffe, Wesen und Verhältniß-Bestimmungen des Völkerrechts. Zweites Stück: Die Quellen des Völkerrechts. Drittes Stück: Die geschichtliche Entwickelung der internationalen Rechts- und Staatsbeziehungen bis zum Westfälischen Frieden. Viertes Stück: Literarhistorische Uebersicht der Systeme und Theorien des Völkerrechts seit Grotius. Preis: 34 Bogen Lex.-Oktav eleg. broch. 16 M.; in Halbfranzband gebunden 18 M. Das ganze Werk ist auf vier Bände von je dreißig Bogen Lex.-Oktav veranschlagt. Band II und III werden anfangs und Band IV im Laufe des Jahres 1886 ausgegeben werden. Band I der französischen Ausgabe wird voraussichtlich noch in diesem Jahre, spätestens anfangs 1886 erscheinen.

* Die Naturwissenschaftlich-Technische Rundschau, Illustrirte populäre Halbmonatsschrift über die Fortschritte auf den Gebieten der angewandten Naturwissenschaft und technischen Praxis. Für Gebildete aller Stände. Herausgegeben von Theod. Schwartze, Ingenieur in Leipzig (Fr. Manke's Verlag [A. Schenk] in Jena) Preis pro Quartal 3 M.) beginnt mit 1. Okt. ihren zweiten Jahrgang. Der vorliegende erste Jahrgang zeigt, daß die Redaktion in sehr gewissenhafter Weise alle Fortschritte auf dem großen Gebiete der angewandten Naturwissenschaften sowie der technischen Praxis verfolgt und ihren Lesern in kurzer, knapper aber sehr verständlicher Form Mittheilung über alle Neuerungen gemacht hat.

r. Unter dem Namen „Thüringer Waldblumen" erscheint bei Rudolphi und Klemm, Leipzig und Zürich, ein Strauß von drei Novellen aus der Feder eines bisher in der Schriftstellerwelt nicht genannten jungen Autors, Emil Ließ, aber unter der Aegide eines Mannes, dessen Name in Deutschland guten Klang hat, Johannes Scherr. Wenn dieser Name schon von vornherein Vertrauen erweckt, so wird dieses nicht getäuscht durch die Lektüre des Buches. Nicht ein meisterhaftes, oder auch nur tadelloses Werk wird man freilich aus der ganz frisch geschnittenen Feder erwarten, es ist ein lebensfrischer, im Thüringer Walde gepflückter Strauß von einfach-schönen Blumen, wie sie dem Wanderer sich darbieten, der sie zu pflücken versteht. Wie der Thüringer Wald nicht immer nur heitere, idyllische Bilder aufweist, so klingt

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-18850920071/fragment/page=0003

„**Vor allem gilt's, nicht zu schaden!**" Wie ich in jenem Werke bis ins einzelne nachweise, floß fast das Ganze der seit der „guten, alten Zeit" bei uns eingebürgerten Säuglingspflege viel weniger aus leibsorgerischer Erwägung, als aus aberglaubischem Formelwesen und muhmelischer Eigenbrödelei unter beinahe geflissentlicher Versündigung gegen die ersten Regeln der Hygiene, obenan der Luftpflege. So fand denn schon vor 10 Jahren der von mir angeregte Vorschlag zur Bildung einer Art von „Antikinderquälerei-Vereinsthätigkeit" in dresdener und leipziger Kreisen lebhaften Anklang und soeben erst muß ich einen damals bereits gehaltenen und dann in meinen „Aerztlichen Sprechstunden" (Band I) veröffentlichten Vortrag wie eine Neuigkeit in einem berliner Blatte abgedruckt finden! — In einer knapp zugeschnittenen Mittheilung muß es bei der Andeutung sein Bewenden haben, daß die vielberufene Massensterblichkeit der kleinen Kinder hauptsächlich auf Rechnung der von Muhmenhand betriebenen gesundheitswidrigen „Pflege" nebst sog. Inachtnehmen kommt, gegen welches aber s. Z. schon ein Jean Paul mit wahrhaft göttlicher Grobheit eiferte, z. B. „Warum sprechen die Mütter hundertmal von Erkältung und kaum einmal von Erhitzung, welche doch, zumal im Winter, so leicht in Todeskälte ausgeht!" — Die Punkte, in welchen die noch ebenso unerfahrene als unselbständige Mutter, unter Führung des dem falschen Aengstlichkeitssinne überhaupt entgegenarbeitenden Vaters, dem herrschsüchtigen Treiben der scheinbar wohl „berufenen", thatsächlich aber nur seiten „auserwählten" Pflegerin Einhalt zu thun hätte, fasse ich hiermit folgendermaßen zusammen:

1. **Kleidung** kommt einerseits nach ihrer mechanischen, andererseits nach ihrer „vor Erkältung schützenden" Wirkung in Betracht. Mit ersterer wird „geschadet" durch Anlegen von Binden und Wickelband. Schon vor Jahren erklärte sich der angesehene Frauen- und Kinderarzt Dr. Plath zu Hamburg gegen den Gebrauch der Nabelbinde und ersetzte sie, wie das auch in hygienischem Kreise nunmehr üblich, durch ein ölgetränktes, um den Nabelschnurrest gelegtes und mit einem Streifchen Heftpflaster an der Bauchfläche befestigtes Läppchen. In der Thierpflege, wo doch mit der Nabelschnur gar nichts derartiges geschieht, weiß man nichts von dadurch verschuldeten Zufällen. Das beliebte Wickelband vollends, welches nur den selbstsüchtigen Zweck verfolgt, das Würmchen in leichter handirbare Fassung zu bringen, wobei ihm aber die lebenswichtigen Organe in bedenklichem Grade zusammengepreßt werden, sollte nach englischem Vorbilde gänzlich aus der deutschen Wochenstube verbannt werden, wie dies glücklicherweise mit dem noch unheilvolleren Tragemantel bereits an vielen Orten geschah.

Daß man den zarten Kinderleib nicht frieren lassen, sondern sorgfältig in Federbettkissen hüllen soll, versteht sich von selbst, nicht aber, daß man ihn durch völligen Abschluß von der Außenwelt der Erstickungsgefahr aussetzen darf, wie das überall da geschieht, wo nach der Muhmenregel das Neugeborene immer erst tüchtig „schmoren" muß. Auf der Eisenbahnfahrt bekommt man oft genug auf den Armen von Müttern „Collis" zu sehen und aus deren Innerem eine Kinderstimme wimmern zu hören, wenn das Unglückskind nicht — wie dies thatsächlich auch vorkam — bereits in Schein- oder wirklichen Tod verfiel. Doch auch auf der Straße und besonders beim Taufgange werden die Kleinen in einer Emballage befördert, als hätten sie überhaupt gar kein Athembedürfniß und als wären sie nicht werth, von der Sonne beschienen zu werden. Andere sieht man am Gesicht wohl blos mit einem dünnen, jedoch ebenfalls ganz überflüssigen Schleier bedeckt, dafür aber durch einen dicht darüber gehaltenen Schirm oder, wenn im Korbwagen ausgefahren, durch fest geschlossene Vorhänge von der frischen Luft abgesperrt. „Dennoch glauben die Mütter," so heißt's wiederum bei Jean Paul, der auch den Ausdruck „Luftscheu" aufbrachte, „ein 30 Minuten lang an's offene Fenster gestellte Kind hole aus der Stadt, die selber nur ein größeres Zimmer ist und für die Stubenluft blos Gassenluft gewährt, schon so viel ätherischen Athem als es nöthig hat, um 23½ Stunden voll Grubenluft abzuschlämmen und zu seihen. Könnte denn kein Scheidekünstler den Müttern durch sichtbare Darstellung der Giftluftarten Sinn für die Himmelsluft beibringen, um sie von der Sorglosigkeit über das einzige unsichtbare und immer wirkende Element zu entwöhnen?" Vom luftfreundlichen Standpunkte steht diese Frage auf demselben Blatte mit der folgenden:

2. Was heißt, ein schreiendes Kind „stillen?" Gewöhnlich meint man, das Schreien erfolge aus Verlangen nach Magenkost. Obgleich nun aber jede Mutter ein Lied davon zu singen weiß, wie man sich nur allzuhäufig an dem kleinen Schreihalse mit Brust- oder Flaschenreichen vergeblich abmüht, so wenig scheint man sich mit dem von ihm ebenso lebhaft empfundenen Bedürfnisse des Lufthungers vertraut machen zu können. Wird denn aber nicht gleich der erste Schrei nur durch Luftholen gestillt und lebt nicht das Neugeborene, wenn's sein muß, die vollen ersten drei Tage blos von Luft? — Wenn freilich die ihm gebotene Athemspeise, weil unrein und verdorben, schlecht schmeckt, so wehrt sich's auch dagegen durch fortgesetztes Schreien, wogegen Säuglinge, welchen man ununterbrochen durch's offene Fenster frische, reine Luft zuführt, sich kaum rühren und namentlich über Nacht von 9 Uhr abends bis 5 Uhr morgens lautlos schlummern oder, wenn erwachend, durch Darreichung eines Schluckes Wassers gestillt werden. Tagüber jedoch bedarf's etwa dreistündigen Anlegens oder Päppelns.

Die Grundfrage, ob Selbststillen oder Flaschenreichen, hier unerörtert lassend, verzeichne ich nur bezüglich des letzteren die auch von medizinischer Seite in neuerer Zeit lebhaft erhobene Einsprache gegen die eingerissene Surrogatwirthschaft und die Wiedereinsetzung der Kuhmilch als einzig naturgemäßen und gesunden Ersatz der Muttermilch unter entsprechender Verdünnung und, behufs Verhütung der Hartleibigkeit, Zusatz von Milchzucker. Großes Verdienst um das Wohl der Unmündigen würde sich die in Vorschlag gebrachte Vereinsthätigkeit durch Bekämpfung der an Flaschenkindern aller Orten betriebenen Grausamkeit erwerben: diese Verkorkung des Kindermundes mit dem inhaltlosen Gummisauger übertrifft an Gesundheitswidrigkeit beinahe noch den früher mit dem Lutschbeutel begangenen Frevel und ab und zu verlauten Beispiele, wo das Ding durch Hinabgleiten in's Halsinnere jähen Tod herbeiführte.

3. „**Mit den Zähnen umgehen**" — eine Redensart, welche als die unheilvollste Ausgeburt der Muhmenweisheit gerügt werden muß! — Schwang sich schon ein Bock zu der öffentlich ausgesprochenen Erkenntniß auf, daß „an den Zähnen" noch nie ein Kind gestorben sei, so geht die neuere Hygiene noch weiter und begrüßt im Zahnausbruche vielmehr einen ebenso freudigen als gesunden Entwickelungszustand wie in der Pflanzenwelt das Ausschlagen des Blüthenschmuckes. Ganz wie diesen sieht man auch beim hygienisch gezüchteten Kinde eines schönen Morgens wenn auch nicht alle, so doch ein Paar „Beißerchen" erglänzen, ohne daß vorher mit dem beliebten Klimperlöffel danach geforscht wurde, doch mag nun der ebenfalls beliebte Zahnungsthaler erst recht als hygienische Prämie gespendet werden. Straffällig dagegen machen sich die Schwarzseherinnen, welche die angebliche Zahnungskrankheit nur durch luft- und wasserscheues Inachtnehmen während der Zeit des Zahnausbruches verschulden, überhaupt, um mit dem gemüthvollen Sonderegger zu reden, „wie mit einer unsichtbaren Guillotine" in der Wochen- und Kinderstube arbeiten.

Besonders der vermeintliche Zahndurchfall kommt durch Mißhandlung mit Darreichung von Haferschleim, Salep, Thee u. dergl. Hausmitteln erst recht in Fluß. Ruhig werde Milch, wenn auch verdünnter und spärlicher, gereicht, daneben fleißig gebadet und auf Schweißausbruch hingearbeitet. In berliner hygienischen Kreisen schätzt man als sicheres Stillungsmittel stärkeren Durchfalls den durch die Flasche zu reichenden Auszug aus Sökeland'schem Pumpernickel, welcher sich später auch in Substanz oder als Suppe zur weiteren Auffütterung bestens eignet. Doch kann man dem bereits kaufähigem Kinde ebensogut „Pappse" aus Reis, Gries, Potsdamer oder Schöninger Zwieback u. dergl., nebstdem auch Obst nach Belieben reichen. Fleischkost, Fleischbrühe, Ei, Wein und andere angeblich stärkende Nahrung paßt aus früher angegebenem Grunde weder für gesunde noch für heilbedürftige kleine oder große Kinder.

4. „**Schutzpockenimpfung**" — ein „Segen," welchen die Kinderwelt aber weniger der Muhmen- als der amtlichen Weisheit verdankt. Galt's noch vor kurzem für eine Ketzerei ersten Ranges, an ihrer Wunderthätigkeit den leisesten Zweifel zu äußern oder gar, ihr unheilvolle Wirkungen nachzusagen, so spreche ich heute nur einem von unserer höchsten wissenschaftlichen Instanz verfaßten Gutachten nach, wenn ich erkläre: da die Impfung von Arm zu Arm die Gefahr der Verbreitung konstitutioneller Krankheiten birgt, so kann der gesetzliche Zwang nur noch in Form der animalen, d. h. mit Kälberlymphe ausgeführten Impfung aufrecht erhalten werden. Richtig wurde denn auch diese letztere bereits in mehreren Städten, z. B. Nürnberg, als die allein zulässige von Amtswegen zugestanden.

„Der Himmel bewahre jede Mutter vor jener bangen Ueberfrage, welche der Natur mißtraut und jeden Zahn eines Kindes von Arzt und Apotheker heben lassen will. Wagt man nichts an Kindern, so wagt man sie selbst!" Mit diesem Jean Paul'schen Mahnrufe sei hiermit der „ängstlichen" Mutter Muth zugesprochen, sich von der Muhmen- und Ammenweisheit nicht ins Bockshorn jagen zu lassen sondern unentwegt den Erstling mit hygienischer Gesundheitsfreudigkeit zu züchten und so an ihrem Theile zur Beseitigung der unheilvollen Massensterblichkeit mitzuhelfen. Nicht mehr über Massengräbern werden sich dann Aerzte und Eltern die Hand reichen, sondern an einer Stätte frischen, fröhlichen Gedeihens, wie sie der Dichter bei den Worten dachte:

„Und neues Leben blüht aus den Ruinen."

---

es auch hier oft durch wie tiefe Schwermuth, Erinnerung an vieles Leid, mit dem der junge Verfasser schon zu ringen hatte, denn was die Seele bewegte, hat hier seinen Ausdruck oder wenigstens Nachhall gefunden. Das Buch ist broschirt und in reizendem Einband erschienen und zu Geschenken zu empfehlen.

* Dem zweiten September-Halbmonatsheft der „Deutschen Rundschau" ist ein Prospekt vorgeheftet, aus dem wir ersehen, daß diese Zeitschrift mit dem Ende dieses Monats erscheinenden Oktoberheft ihren zwölften Jahrgang beginnt. Schon jetzt begrüßen wir freudig dieses Ereigniß, denn die „Deutsche Rundschau" hat während der Zeit ihres Bestehens den Beweis geliefert, daß sie zu einer anerkannten Institution des geistigen Lebens in Deutschland geworden ist; sie hat ferner gezeigt, daß auch für uns die Zeit der großen, vornehm gehaltenen, reich ausgestatteten Revuen gekommen ist, und wir sind überzeugt, daß sie sich den Ruhm nicht nehmen läßt, auf der Bahn, die sie zuerst betreten, auch die erste zu bleiben. Einen neuen Autor führt die „Deutsche Rundschau" im vorliegenden Heft in Ferdinand Laban ein, der uns ein „Kindheitsidyll aus dem neuesten Ungarn" giebt, das gewiß an vielen Stellen Aufsehen erregen wird, denn zugleich poetisch ergreifend und voll plastischer Gegenständlichkeit schildert es uns die schwierige Stellung des Deutschthums in Ungarn. — In scharfer Beleuchtung erscheint uns in dem Beitrage des Prof. F. X. Kraus „Johann Gutenberg und die Erfindung der Typographie." Wiederholt wurde von holländischer Seite der Versuch gemacht, Gutenberg den Ruhm, daß er die „schwarze Kunst" erfunden, zu rauben. Dieser Versuch wird hier überzeugend und energisch zurückgewiesen.

* Im Verlage von Bruno Troitzsch in Chemnitz ist ein recht praktisches Buch erschienen, welches namentlich für diejenigen von ganz besonderem Interesse ist, die mit dem Auslande in geschäftlicher Beziehung stehen. Dasselbe betitelt sich „Der internationale Eisenbahngüterverkehr und Verschiffung nach überseeischen Plätzen (überseeische Tarife)." Ein Handbuch für Spediteure, Fabrikanten und sonstige Geschäftsleute sowie Eisenbahnbeamte. Herausgegeben von Camillo Schneider. Es enthält außer Verhaltungsmaßregeln für den Güterversandt nach dem Auslande noch reglementarische Bestimmungen im Verkehr mit den verschiedenen Ländern, sowie einen vollständigen Telegrammtarif und ein Spediteur-Adressenverzeichniß; letzteres hätten wir größere Ausdehnung gewünscht. Der Preis des Buches (2,50 M.) erscheint bei der Reichhaltigkeit des Inhalts (das Buch ist 148 Seiten stark) mäßig; das Werk dürfte einem merklichen Bedürfnisse Abhilfe verschaffen.

* Spieß & Berlet, Weltgeschichte in Biographien. In drei konzentrisch sich erweiternden Kurien. I. 13. Aufl. II. 8. Aufl. III. 4. Aufl. à 2,50 M. Verlag der Kesselring'schen Hofbuchhandlung in Hildburghausen.

Aus dem Waldleben.

Stiebitz verräth sich selbst.

„Ja so war es! mit Respekt zu sagen," nickte Johann. „Lassen Sie mich nur ganz ruhig erzählen, sonst verliere ich, mit Respekt zu sagen, den Faden, was so viel heißt, wie den Zusammenhang. Also — — Stiebitz der drückte das linke Auge zu und blinkte zu mir herüber, als ob er nicht recht traue. Schulz zeigte aber auf mein Geld — sehen Sie, so mit dem Finger hin und sagte, frug, mit verschmitzter Miene: Nur nicht ängstlich — wo hat denn der das viele Geld her?"

„Das war aber nur so zum Schein gesagt, denn Schulz weiß recht gut, daß ich ein ehrlicher Kerl bin und keinen unrechten Pfennig nicht habe! — denn unrecht Gut gedeihet nicht! Ich aber, ich zog meinen Tobacksbeutel heraus und hielt ihn dem Stiebitz hin, der sich dann auch gleich von meinem Toback sein Stummelchen stopfte, mit dem Finger nachdrückte und mit einem Streichholze in Brand setzte. Er mochte stark ziehen, kurz die Flamme schlug ein bisken hoch in die Höhe und da sagte Schulz, das heißt er sagte nur so: das brennt so helle wie Müller Erhardt's Reisighaufen in Bachhausen!"

„So!" — dehnte Stiebitz und lachte dabei, „hat Dir das Feuerchen gefallen? 's hätte leicht mehr abbrennen können!"

„Wie so? mehr?" frug Schulz und machte ein ganz eigenthümliches Gesicht, hob sein Glas in die Höhe und stieß mit Stiebitz an, der seinen Schnaps gleich bis auf den Grund in die Kehle laufen ließ.

„Ich fürchtete nur, sagte Stiebitz, daß die Oberförsterei mit anbrennen würde, — es brannte anfangs recht hübsch hinüberwärts."

„Hm!" machte Schulz. „Trink, Stiebitz! trink! ich bezahle heute alles."

„Du? — Du bezahlst alles? ja so! das hätte ich bald vergessen! Also auf Dein Wohl, Schulze! Siehst Du!" und er trank wieder.

„Du, Stiebitz!" klopfte nun Schulz auf den Strauch, „Du, hör' mal, wenn es nun herauskäme, daß Du den Reisighaufen angebrannt hast? was denn dann?"

„Herauskäme? wie soll es denn herauskommen? hat mich denn ein Mensch dabei gesehen? und Du? — hast Du mir nicht gestanden, daß Du Bäume verkaufst."

Der Gendarm, der hinter ihm stand, gerade so, wie jetzt Herr Naumann hinter dem Herrn Studenten, wollte ihn schon verhaften, als Schulz ihn abwehrend anblickte, denn Stiebitz war im besten Zuge. Er trank nochmals. Sein Gesicht glühete, seine Stimme wurde rauh, er stieß in kurzen Absätzen heraus: Besser wirds erst — wenn die Beamten — alle fort sind."

„Mit diesen Worten strich er ein Streichhölzchen an und lachte laut auf, als er es so hoch auflodern sah."

„Jetzt winkte der Gendarm den Zeugen und der Stiebitz war gearretirt! — Gearretirt im Namen des Gesetzes wie der Gendarm sagte."

„Schulze, sagte ich zum alten Holzhauer, Du bist mit Respekt zu sagen ein Schlaukopf! — Ich werde Dir empfehlen beim Herrn Oberförster."

Das lebhafte Interesse, mit welchem die Kirmeßgesellschaft dem Berichte Johanns zugehört hatte, verwandelte sich jetzt in lobende Zustimmung. Die Frau Pastor brachte Kuchen, der Hausherr goß ihm Wein ein, den der Kutscher wohlschmeckender fand als den Schnaps in der Schenke. Und dennoch zog es ihn mächtig dorthin zurück, denn er wollte auch seinen Theil einheimsen von den Lobsprüchen, die man dem alten Schulz spendete. Hatte er doch das Geld dazu gegeben — denn was hätte Schulz ohne Johanns Geld auszurichten vermocht?

Mit triumphirender Miene und stolzem Schritte verließ der Kutscher das Pfarrhaus, fragte jedoch vorher noch, um welche Zeit er zur Abfahrt anspannen solle?

„Um 10 Uhr."

„Vor 11 Uhr nicht!" fiel Pastor Müller dem Oberförster in die Rede.

„Gut!" — nickte Johann. „Und wenn es mit Respekt zu sagen auch etwas später werden sollte, wirds auch nichts schaden! Wir sind heute so vergnügt unter uns."

Die letzten Worte hatte nur Fanny noch verstanden, die dem Abgehenden auf dem Korridor begegnete. Zum Gaudium der Versammelten wiederholte sie das Gehörte getreulich.

Nun gab sich die junge Welt mit Lust den projektirten Spielen hin. Es wurde gescherzt und getanzt, Charaden in schnell improvisirten Kostümen aufgeführt und herzlich dabei

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-18850920071/fragment/page=0004